



DONNERWETTER

29. Unser erster voller Tag auf Deer Island. Morgens – nach Gymnastik und Platzpflege mit einem eigens dafür gebastelten Zweigbesen – fahren wir zur Kücheninsel. Christian schneidet Obstsalat, und da es zu regnen beginnt, stehe ich mit einer Plane über unseren Köpfen daneben. Als der Salat fertig ist, gibt es ein Gewitter mit komplettem Programm: jede Menge Blitze, auf die immer schneller der Donner folgt. Die Lautsprecher für den Donner scheinen direkt über unseren Köpfen platziert zu sein, aber wir Stadtmenschen können ja Krach vertragen.

Wir sitzen gebückt und mit der Plane umwickelt beim Obstsalat, dazu gibt's Regen der Stärke C-Rohr und Windböen wie auf hoher See. Das ist genau das Wild-life-Feeling, das wir uns vorgestellt haben – allerdings ein bisschen früher als erwartet. Wir sind happy, kichern wie kleine Jungs in einer selbst gebastelten Bude und kriegen mit der Zeit Rückenschmerzen. Als das Gewitter nach etwa einer Stunde vorbei ist, fahren wir wieder zur Hauptinsel und ich hole meine blaue Leinentasche.

Jetzt geht's richtig los!!

Abseits vom Lager habe ich einige Felsformationen gefunden, die mir wie eine Leinwand, wie ein vorbereitetes Naturatelier dazuliegen scheinen. Ich hole den großen Meißel aus der Tasche, einen kleineren, ein paar Hämmer, Knieschützer, die Schutzbrille und einen groben Bleistift. Dann beginne ich, die ersten Linien vorzuzeichnen. Es entsteht ein Strom von Symbolen, der sich über eine sanfte Felsklippe schlängelt.

Ich brauche keine Minute für die Planung, ich finde sofort in meine Konzentration hinein. Ich schlage und bin glücklich – diese Situation habe ich gewollt. Die Sonne scheint, ein paar Vögel zwitschern, und vor mir im Granit entstehen Formen, die vorher abrufbereit in meinen Gedanken und in meinen Muskeln gespeichert waren.

Nach ein paar Stunden schaut Christian vorbei, macht ein paar Fotos, findet alles „völlig okay“ und geht wieder – aber nur zwanzig Meter weit. Er gibt plötzlich einen seltsamen Laut von sich, wie „ey“ oder „baaa“, relativ leise, aber ich weiß sofort, da ist Adrenalin im Spiel. Ich laufe zu ihm, und er sagt: „Bär – da ist ein Bär“, und er zeigt auf einen Felsen in circa dreißig Metern Entfernung. Mir fährt der Schreck in die Glieder. Es ist zunächst nur ein Teddybär. Aber wo so kleine, putzige Bären rumlaufen, da gibt es auch immer eine weniger entspannte Mutter. Ich fange an zu brüllen, zu klatschen und ermuntere Christian, ebenfalls Krach zu schlagen. Sofort taucht – Gott sei Dank – die Mutter in unmittelbarer Nähe ihres Jungen auf, begleitet von einem zweiten Teddybären. Wir schlagen die drei mit unserem Krach in die Flucht. Ich hole Pfefferspray und Bärenrötter aus dem Zelt, und wir laufen den Tieren sogar noch einige Meter nach. Christian gelangen ein paar gute Fotos, und als wir die Bären im Busch verschwinden sehen, reden wir Klartext, wir sprechen aus, was wir der Bärenmutter verschwiegen haben: Wir haben Angst! Wir sind aufgeregt und können es noch gar nicht richtig fassen. Aber wir wissen jetzt, dass alle Vorsichtsmaßnahmen kein Spaß waren und wir unsere Insel tatsächlich mit Bären teilen. Die Gefahr ist real und läuft in dunkelbraunen Pelzen frei herum. Ab jetzt keinen Schritt mehr ohne Glocke, Messer, Pfefferspray! Und möglichst viel Krach! Um uns herum gibt es so viele reife Blaubeeren, dass wir uns nicht wundern dürfen. Wir leben mitten in der Speisekammer eines Ureinwohners, der hier vor Ort ganz eindeutig die älteren Rechte genießt. Wir sind die Eindringlinge, die Eroberer. Unser Feind kämpft zwar nicht mit Pfeil und Bogen, wir allerdings haben auch keine Schießprügel und kein Pulverfass. Unser Feind ist deutlich stärker als wir – hoffentlich weiß er das nicht.

Auch der Nachmittag bringt noch einen Erlebnishöhepunkt. Wir sitzen mit einem Becher Cowboy-Kaffee* am Lagerfeuerplatz, als ich einen Blick auf

* Kaffee ungefiltert – mit Wasser aufgegossen – lecker, aber unangenehm in den Zahnzwischenräumen

Christians Zelt werfe. Irgendetwas ist anders, aber ich brauche etliche Zeit, bis mir der Gedanke kommt: sieht aus wie Qualm. Da Christian aber neben mir sitzt und hier qualmt, brauche ich wiederum etwas Zeit, um zu realisieren, dass wirklich etwas Qualm aus seinem Zelt kommt. Da ich einen Zimmerbrand im Zelt für ausgeschlossen halte, sage ich nur so ganz beiläufig: „Sieht so aus, als ob dein Zelt qualmt.“ Christian braucht auch eine längere Zeit, bis er plötzlich aufspringt. Er rast zum Zelt, ich hinterher. Christian reißt das Vorzelt auf, und ich traue meinen Augen nicht: In einer Blechschale hat er Anti-Moskito-Räucherstäbchen entzündet und später gedankenlos seine neuen Shorts darübergeschmissen. Die Shorts tragen nun ihren Namen zu Recht – sie sind bis zu den Hosentaschen verglimmt. Christian schnappt sich einen Stock und befördert die rauchende Hose wie eine Fahne zum Lagerfeuerplatz. Kaum hat er die Hose auf dem Stock im Freien, beginnt sie richtig zu brennen. Die Hosenfackel ist erfunden! Unser Lachanfall dauert mindestens eine Viertelstunde.

Abends hocken wir am extra großen Lagerfeuer, umschwärmt von Moskitos. Das war ein super ereignisreicher Tag. Eigentlich könnten wir abreisen – wir haben schon alles erlebt: Naturgewalten, Bären, Hausbrand im Vorzelt und die ersten Spuren im Granit!